

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 13 (1923)
Heft: 43

Artikel: Am Grabe des Kindes
Autor: Risshaupt, Jenny
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-645483>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 06.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

willigkeit, sie kehren immer und immer wieder. Da und dort liest man auch von dem prächtigen Aufschwung zu lichten Höhen, den der Verein genommen habe, von lieben Kollegen, Kameraden und Brüdern, von begeisterten, mit frenetischem Beifall aufgenommenen Reden, von dem in Permanenz tagenden Komitee, von der Palme und dem Kränzlein, die diesem und jenem gebühren, von restlosem Gelingen des Festes, vom Hort des Frohsinns, der Arbeit und des Fortschritts, vom Erbe der Väter, das ruhmvoll übernommen worden sei.

Dem Neuling, der frisch gefappert, in einen Verein tritt, ist dies alles noch unbekannt. Er kennt sie noch nicht die heimlichen Schrübe und Tiefen, die im Verborgenen lauern, er weiß noch nichts von all' den Schlingen und Fallen, in die eine harmlose, vertrauende Jünglingsseele geraten kann. Noch fühlt er nicht die zehrende Flamme des Ehrgeizes in seiner Brust, ihn quälen noch keine von Rivalität, Rassen- defizit und ähnlichen Dingen erfüllte, dunkle Gedanken.

Vorstand und Mitgliedschaft bedeuten zumeist zwei einander feindlich gegenüberstehende Gewalten. Beide glauben auf die Unfehlbarkeit des Papstes Anspruch erheben zu dürfen. „Dene wei mir jek zeige, wo's düre geiht,“ tönts oft auf Seite der Regierungspartei. — — „Die müeche nid meine, sie chöme üs wie Schuelbuebe behandle, süsch gits Krach,“ klingts empört aus den Reihen der Mitgliedschaft. Kommt aber ein Mitglied selbst ans Ruder, sei es auch nur als Beisitzer oder Bibliothekar, dann schwillt auch ihm der Ramm und sein Wertschätzungsmesser schnell um mindestens 50 Grad in die Höhe.

Nicht jeder, der einem Verein beitrifft, tut dies aus reiner Freude und Neigung zur Sache. Egoistische, geschäftliche Interessen spielen dabei oft eine gewichtige Rolle. Zweck und Bestrebungen des Vereins liegen derartigen Mitgliedern oft so ferne wie die Sterne am Himmel. Als passive, finanziell unterstützende Kräfte werden sie trotzdem überall gerne gesehen. Aber auch unter den „Aktiven“ findet man solche, die dieser Bezeichnung wenig Ehre machen. Unheilbare Faulenzer, die es vortrefflich verstehen, die Arbeit, die ihnen zufällt, auf andere abzuwälzen. Viele betätigen sich ausschließlich in „Theorie“, sie sagen, wie die Sache gemacht werden muß. Neben den „Aktiven“ und „Unterstützenden“ gibt's dann noch „Ehrenmitglieder“, Menschen, die während einer Reihe von Jahren für den Verein umhergesprungen, geredet, geschrieben, gekämpft, gestritten und gelitten haben. Bisweilen besteht ihre Leistung auch nur in der steten Speisung der Vereinskasse. Also hervorragende Verdienste um das Kassawesen!

In engem Zusammenhang mit Vereinen steht der sogenannte „Vereinsmeier“. Eine Persönlichkeit, die in der Regel mehreren Vereinen zugleich angehört und ihnen, unter Hintansetzung seiner beruflichen und häuslichen Pflichten, Tag und Nacht, alle seine verfügbaren Kräfte, sein gesamtes Sinnen, Fühlen und Denken weihet. Zum mindesten seine stetige Anwesenheit.

Aber Undank ist gar oft der Lohn für diejenigen, die sich für das Wohl des Vereins aufgeopfert haben. Für derartige Aufopferung haben Frauen, verheiratete natürlich, im allgemeinen wenig Verständnis. Gar mancher Klub müßte elendiglich zusammenbrechen, wenn alle die Verwünschungen, die auf ihm lasten, das spezifische Gewicht von Eisen in sich trügen. O diese Vereine! Der Herr Gemahl, der abends um 8 Uhr Hut, Stod und Affenmappe zur Hand nimmt, um sich, in Ausübung seines schweren, verantwortungsvollen Amtes — das Amt eines Vorstandsmitgliedes ist immer schwer und verantwortungsvoll — in den Klub zu begeben, kommt meist nicht ohne Hindernisse und Zwischenfälle davon. „Was, du willst schon wieder fort? Ach dieser Verein! Dieser...“ dann folgt eine lange, bewegliche Klage, zuletzt allerhand Schmähungen, unter denen „Lumpenverein“, „Hudelklub“ noch zu den harmlosesten gehören. Allein der Herr Gemahl, im Vollbewußtsein seiner

Würde und des schweren, verantwortungsvollen Amtes, zuckt mitleidig die Achseln — und geht. Die Pflicht ruft! Was würde die Versammlung sagen, wenn er, der Herr Sekretär, nicht erschiene! Die Beratungen müßten sistiert werden....

Vereine, wohin man auch schaut!

Manch' einer hat dank ihrer Unterstützung Karriere gemacht. Aber viele andere auch ihr Geld und Gut verloren. Es ist leichter hinein- als wieder herauszukommen.

„Wie gründet und leitet man Vereine,“ lautet der Titel eines von Professor Dr. Lampert herausgegebenen Büchleins. Ein trefflicher Leitfaden für solche, die den bestehenden Vereinen noch ein paar neue beifügen möchten. Eines jener Bücher, die eine schon längst bestandene, fühlbare Lücke ausgefüllt haben. Aber der Lücken sind noch mehr. Seume und viele andere Dichter, Denker und Staatsmänner haben uns über ihr Leben und Wirken in Büchern Kunde gegeben. Wo aber bleibt der Mann, der das Buch schreibt: „Aus meinem Vereinsleben“? Ein solches Werk dürfte zweifellos allseitiges Interesse erwecken und eines Riesenerfolges sicher sein und dem Vereinswesen neue Freunde erwerben. Oder vielleicht, wer weiß, den Anlaß geben zur Gründung eines Vereins zur Bekämpfung der Vereinsmeierei. Auch in diesem Falle könnte Professor Dr. Lamperts Büchlein vorzügliche Dienste leisten.

Das verlorene Kind.

(Für eine trauernde Mutter, von Robert Scheurer.)

Ich trug dich unter dem Herzen
In stiller Mutterfreud.
Wie war mein Sein erfüllt
Von heimlicher Seligkeit!
Dann kamst du! Wir sahen dich wachsen
Zum rüstigen Jungen heran!
Wir sah'n deinen Augen entleuchten:
„Schau, Mutter, bald werd' ich ein Mann!
Und wenn ihr einst alt und gebrechlich,
Ihr beide, der Vater und du,
Dann sorg ich mit starken Armen
Für eures Alters Ruh!“

Doch ach — es sollt' anders kommen!
War wohl das Glüd zu groß?
Es sank unter herbem Schnitte
Das blühende junge Schoß ...

* * *

Schau'n nachts die Sternenaugen
Vom Himmel traulich und lind,
Dann such' ich darunter die Deinen,
Mein liebes, verklärtes Kind!
Deine hellen Bubenaugen,
So klar einst blüend und schön,
Sie sollen mir leuchten als Führer
Zu seligem Wiederseh'n!

Am Grabe des Kindes.

Von Jenny Rikhaupt.

Blasse Nachmittagssonne liegt über dem Friedhof. Sie huscht über Kreuze und Kränze, zittert auf dem Eisen und bleibt in den Kronen der Lebensbäume hängen.

Einsam schreitet eine große, schlanke Frauengestalt ihren Weg. Vor einem kleinen, mit Blumen überreich geschmückten Hügel bleibt sie stehen. Es ist das Grab ihres Kindes. Ihre Hände graben sich in das Grün des Eisens und ein Schluchzen ringt sich aus ihrer Kehle.

Heute ist es gerade ein Jahr her, seit man ihren lieben kleinen Jungen begrub.

Aber ihr Schmerz ist noch so groß und neu, als wäre es gestern geschehen.

Bubi! Hat sie den teuren Namen laut gerufen? Ihr ist es, als wenn sich das braunlockige Köpfchen wieder so zärtlich an sie schmiegte und die Mädchen wieder fest ihren Hals umklammerten! „Bubi, gib Küßchen!“ Wie fest preßte sich da der kleine rote Mund auf den ihren, wie strahlten sie seine großen, unschuldsvollen Augen an!

Seine Augen, die immer in Fragen standen an das Leben, das er noch nicht fassen konnte. Nur Liebe, nur Sonnenschein war sein ganzes kleines fünfjähriges Leben gewesen! Für alle hatte er ein gutes Wort, für jede böse Tat eines andern eine Entschuldigung!

Da wurde er krank. Die Glieder taten ihm weh, kein Arzt wußte, was es war; endlich stellte es sich heraus, daß es eine Infektion des Blutes war, ein Spaltpilz, der das ganze Blut verseuchte, ein Fall, für den es keine Heilung gab, ein hoffnungsloser Fall. Er war von Anfang an verloren.

Und doch hatte sie immer Hoffnung gehabt, denn der Arzt hatte ihr zuerst die Tragweite dieser furchtbaren Krankheit verheimlicht. Er war ja so zärtlich und geduldig, der kleine Junge, er klagte nie, er trank gern Milch und aß weiße Semmelbröckchen, er ließ sich von Vati füttern und von „Dehmchen“ Herzen und küssen, er tat alles, was man von ihm wollte. Schmerzen schien er nicht viel zu haben.

Sollte dies junge Menschenblümlein denn wirklich schon sterben müssen? Ohne zur verheißungsvollen Blüte gelangt zu sein?

In dem Krankenlager eines geliebten Menschen offenbart sich die Grausamkeit des Lebens in ihrer ganzen Macht. Denn alle Liebe war machtlos, — es gab keine Hilfe.

An einem Sonntage wurde er begraben.

Die Vöglein sangen und die Blumen blühten und die Sonne schien golden und warm vom blaßblauen Sommerhimmel hernieder.

Oh, es ist so dunkel, so trübe geworden!

Die schwarze, schlante Frau am kleinen Grabhügel stöhnt auf. So greifbar deutlich hat sie wieder alles vor sich gesehen! Ach, von allen Geschehen im menschlichen Dasein ist der Tod unstreitig das Grausamste und Geheimnisvollste. Ob uns die Toten sehen können? Ob ihr süßer kleiner Junge, der nun so tief unter der Erde schief, sehen konnte, wie seine Mutter wieder in heißem Schluchzen vor seiner letzten Ruhestatt kniet? Ob es ein Wiedersehen da droben gibt? Solche Gedanken bewegen das Herz der gramgebeugten Mutter.

Um sie weht die Abendsonne goldene Schleier, spielt der Abendwind, als wollte er sie trösten. Ein Vöglein sitzt oben im Lebensbaum und schmettert aus voller Kehle ein Liedchen in die tiefe Stille des sinkenden Nachmittags.

Verzage nicht, singt es, fasse neuen Mut, es gibt doch eine Hoffnung, der Tod ist nur die letzte Form des irdischen Lebens, die ewige Liebe wird ihn zu neuem Leben erwecken.

Hoff, hoff, es gibt ein Auferstehen, die alte Welt ist tot, aber eine neue wird erstehen.

Die schlante Frau am kleinen Grabhügel wird langsam ruhiger. Die friedevolle Abendstimmung des sinkenden Tages legt sich wie Balsam auf ihr wundes Herz. Oh, sie will diese Ruhe suchen im Herzen zu behalten und mit hinübernehmen in das Leben, das doch auf sie wartet. Die Lebenden verlangen ihre Kräfte, ihr guter Mann, ihre alte, vom Kummer ebenfalls gebeugte Mutter. Sie darf sich nicht dem Schmerz ganz hingeben. Dann wird sie über dem kleinen Toten auch die Lebenden verlieren. Sie darf nicht in Trauern tatenlos weiter dahinleben. Ihres Kindes Name ist in graniternen Lettern in ihr Herz geschrieben, aber das Leben muß sein Recht behaupten, es soll ihm werden.

Vorstadtabend.

Von Gottfried Heß.

Mit der Trambahn bin ich hier herausgefahren; denn es läßt sich nirgends so angenehm auf den Abendzug warten wie eben hier. Die hohen Schlote haben ihre Eruptionen eingestellt, die Flut werktätiger Menschenmassen ist beinahe verebbt, und das bunte Durcheinander der Lagerhäuser, Schuppen und Schlupfwinkel gibt sich die größte Mühe, vorsonntäglich auszusehen. Die zermürbte Hauptstraße hat die Wasser des jüngsten Regengusses sorglich in ihre von viel tausend Rädern ausgehobenen Löcher gezogen. Diese sind so regelmäßig angeordnet, daß man beinahe Absicht dahinter vermuten möchte. Das kommt dem alten Weiblein zugut, das reichlich bepakt die Ebbe der Zwischenräume abschreitet, und diese scheinen für sein Ausschreiten genau abgepaßt zu sein.

Im Wartsaal und auf dem Bahnsteige harren die verschiedenartigsten Menschen. Daß sie harren, wissen sie selber nicht; denn sie glauben, bloß auf die Abfahrt ihres Zuges zu warten. Ein elektrisch betriebener Schnellzug gleitet gepenstlich heran und vorbei. Niemand beachtet ihn sonderlich; er hält ja nicht an und ist deshalb hier niemandem von Nutzen. Der Gegenwart ist die Lehre vom Nutzen am geläufigsten; das Staunen kennt sie nicht mehr. Ist denn das kein Wunder, so ohne Stampfen und Dampfen, ohne aufgeregtes Atmen und Mühen heran und vorbeigleiten zu können.

Auf der grünen Bank, hinter Koffer, Reiseforb und Schirm verbarrikadiert, sitzen Mutter und Sohn. „Und halte dich gut und schreibe ja recht fleißig heim.“ — „Was soll ich denn immer schreiben?“ — „Was du schreibst, ist schließlich gleichgültig; wenn du nur immer schreibst!“ — Um diesen abgerissenen Fetzen eines Gesprächs reicher, gehe ich hinüber zur Trambahn, wo wieder ein Wagen vorgefahren ist.

Eine andere Menschenflut ist es wiederum, welche die alte Straße beherrscht. Alles will stadtwärts fahren. Ich möchte gerne schon jetzt unterscheiden, wer in einen Klub, wer in den Gottesdienst, ins Konzert, ins Theater oder ins Lichtspiel geht. Eitles Bemühen; — es schießt doch ein jeder Stand überallhin seine Vertreter. Ein Mann der Heilsarmee lenkt mich ab. Einer, der sein Lebensziel deutlich vor sich sieht, denke ich mir. Er bietet den „Kriegsruf“ aus. Einem Bekannten faltet er die letzte Seite des Blattes hervor mit den Worten: „Das habe ich geschrieben“. Sofort interessierte ich mich und erwerbe mir ein Blatt mit der Absicht, den Artikel mit dem Gesicht des Verfassers zu vergleichen. Nun war es bloß eine Berichterstattung. Die Worte der besorgten Mutter summtun mir noch im Kopfe herum: „Was du schreibst, ist schließlich gleichgültig; wenn du nur immer schreibst“.

Ein neuer Tramwagen. Von allen Seiten strömen die Leute heran, als besorgten sie sich darum, die Seligkeit nicht zu verpassen. Alle glauben ein wichtiges Ziel zu haben: einen Besuch bei lieben Bekannten, Zerstreuung, Vergnügung, Verpflichtungen. Wohl dem, der dort innen liebe Bekannte, Vergnügung und vor allem Befriedigung finden kann, sonst bleibt er unter Tausenden von Menschen einsamer, als wenn er durch menschenleere Wiesen, Wälder und Bergwege ginge.

Nun schlagen die Uhren in allen Türmen der nahen Stadt. Hört die eine auf, so beginnt das dünne Singen eines Glöckleins, dann die Stimme einer großen Glocke vorzutragen, immer dasselbe Lied von der Zeit. Hier wird die Zeit übermäßig viel gemessen und ausgerufen. Deshalb fühlen die Leute das Wandern von Zeit und Leben gar nicht mehr heraus. Ist das etwa der Grund, daß dieses Leben vielen leicht und belanglos verstreicht? Ich möchte diesem hastigen Tun und Treiben einen Namen geben, aber ich würde wohl in all den Drängenden Widerspruch hervorrufen. Möchte er wohl das Echo der eben gehörten, mütterlichen Ermahnung sein? Etwa: Was du lebst, ist schließlich gleichgültig, wenn du nur immer lebst? —